



Leseprobe aus Pickert, Prinzessinnenjungs, ISBN 978-3-407-86587-8
© 2020 Beltz Verlag in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-407-86587-8](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-86587-8)

1 | BUBENSOLO

Ein Buch über Jungen also. Als hätte es davon in letzter Zeit nicht schon genug gegeben. Noch dazu eines, das (wie praktisch alle vor ihm) behauptet, vieles anders zu machen und einen ganz neuen Blick auf Jungenerziehung zu werfen. Nun ja, einen fast ganz neuen Blick. Denn ich bin bei Weitem nicht der Erste, dem auffällt, dass es um unsere Jungen schlecht bestellt ist, und ich werde hoffentlich nicht der Letzte sein. Jungen, so konnte man in den vergangenen Jahren immer häufiger lesen und hören, seien das eigentlich schwache Geschlecht. Das bedrohte Geschlecht, das »entehrte« Geschlecht, wie es der Autor Ralf Bönt 2012 in seinem Buch mit gleichnamigem Titel nannte. Das Geschlecht, dem ständig gesagt wird, dass es sich jahrhundertlang danebenbenommen hat und jetzt aber mal wirklich Schluss damit sein muss. Jungen und Männer können es seit einigen Jahren gefühlt nicht mehr recht machen. Sie gelten als zu laut, zu gewalttätig, zu übergriffig. Sie werden zu Problemfällen erklärt, denen die Anschlussfähigkeit an die Gegenwart fehlt. Und deshalb muss ihnen geholfen werden. Ich schließe mich dieser Diagnose an: Jungen haben es zunehmend schwerer. Aber die Gründe dafür liegen nicht in dem, was der Kinderpsychologe und Buchautor Wolfgang Bergmann ab 2008 im Buch *Kleine Jungs – große Not* »Antimännlichkeitstraining« sowie in zahlreichen Interviews »verhuscht weibliches Klima« in

Bildungseinrichtungen nannte. Man verbessert die Situation auch nicht bloß dadurch, dass man wie der Pädagoge Reinhard Winter 2014 auf *Jungen brauchen klare Ansagen* setzt – ganz so als brauchten Mädchen aufgrund ihres Geschlechts keine klaren Ansagen.

Diese Ansätze haben, egal von welcher Autorin oder von welchem Autor sie vertreten werden, immer denselben blinden Fleck: Sie gehen von einer starren jungenspezifischen Geschlechtsidentität aus, der wir in unserer modernen Gesellschaft kaum noch gerecht werden. Weil wir keinen Platz mehr für Wildheit, Regelbrechen, Aggressivität, körperliches Kräfteressen und das Rebellische haben. In der sehr ernst gemeinten Sorge um Jungen fordert dieser Ansatz eine Rückbesinnung auf die Wertschätzung klassisch männlicher Eigenschaften, damit sie wieder Vorbildfunktionen übernehmen können. Damit heranwachsende Männer sich erneut darauf verlassen dürfen, dass »nur die Harten in den Garten kommen«.

Dadurch wird das Problem allerdings nicht behoben, sondern noch verschärft. Denn die Harten sind gar nicht immer hart, und der Garten hat sich mittlerweile so verändert, dass mit Härte oft kein Blumentopf mehr zu gewinnen ist. Im Garten der Gegenwart sind Eigenschaften wie Konfliktfähigkeit, Kommunikationstalent, Problemlösungsorientierung, Fehlerbewusstsein und Achtsamkeit gefordert. Alles Eigenschaften, die nach traditionellem Rollenverständnis eher Frauen zugeschrieben werden. Der Konzernkrieger, der im Meeting nicht auf andere hört, bis zur Erschöpfung Überstunden schiebt und private wie berufliche Konflikte so lange hinunterschluckt, bis sie sich zu Magengeschwüren verdichten, wird schon eine ganze Weile nicht mehr als Mitarbeiter des Monats gefeiert. Und der Mann als finanzieller Versorger von Frau und Kind scheint angesichts prekärer und befristeter Arbeitsverhältnisse oft nur noch ein Märchen aus uralten Zeiten zu sein, das

vielen aber immer noch nicht aus dem Sinn geht. Leider. Denn die Lösung läge ja auf der Hand: Wenn diese Eigenschaften die Eintrittskarten in den Garten der Gegenwart sind, ließen sie sich ja durchaus erwerben. Allerdings nicht, wenn der Preis dafür die eigene Männlichkeit ist. Die Rollenklischees werden gewahrt, selbst wenn sich die Regeln verändert haben.

Lassen Sie mich das anhand eines Beispiels veranschaulichen: Stellen Sie sich vor, Sie lebten in einer Beziehung, in der der Mann signifikant weniger verdient als die Frau. Die Mehrheit von Ihnen muss dazu die Fantasie bemühen. Für einige andere stellt dies jedoch die Lebensrealität dar. Bei jedem siebten deutschen Paar verdient *sie* mehr als *er*. Wie würden Sie damit umgehen, wenn man Sie dazu befragte? Wenn Freunde und Verwandte sich erkundigten? Oder wenn Sie für eine Umfrage unverbindliche Gehaltsangaben machen sollten? Eine US-amerikanische Studie mit dem Titel *Manning up and womaning down: How husbands and wives report their earnings when she earns more*, die 2018 veröffentlicht wurde, ist genau dieser Frage nachgegangen. Zwei Forscherinnen der Universität von Massachusetts sahen sich dafür unterschiedliche Datensätze an. Die gegenüber der Volkszählungsbehörde freiwillig angegebenen Gehaltsinformationen wurden mit den unbestechlichen Zahlen der Sozialversicherungsbehörde verglichen. Das Ergebnis zeigte, dass Paare mit einer Hauptverdienerin im Gegensatz zu Paaren mit einem Hauptverdiener über ihre Einkommenssituation logen. Oder sagen wir besser: in Richtung stereotyper Rollenerwartung beschönigten, damit der Mann als Hauptverdiener präsentiert werden konnte und alles wieder seine althergebrachte Ordnung hatte. Genau zwischen dieser Ordnung und der Realität des 21. Jahrhunderts werden Männer aufgerieben. Jungen und Männer sitzen in der Falle und kommen weder vor noch zurück. Zeigen sie sich weicher, fürsorglicher, kommunikativer und verletzlicher, wird ihnen ihre Männlichkeit ab-

gesprachen. Töten sie diese Aspekte in sich ab, fehlen ihnen hingegen zentrale Kernkompetenzen. Der Platz, den Jungen heute haben, um ihr Rollenverständnis zu entwickeln und ihre Identität zu finden, wird auf die Größe eines DIN-A4-Blatts beschnitten. Man verunsichert sie. Man verunmöglicht sie. Dabei ist die Frage nicht, ob Jungen heutzutage noch Jungen sein dürfen. Die Frage lautet vielmehr, ob jeder Junge er selbst sein darf?

Dieser Frage möchte ich mit Ihnen nachgehen. Dafür werden wir uns anschauen, wie Jungen heutzutage aufwachsen. Mit welchen Rollenbildern werden sie konfrontiert, womit dürfen sie spielen, wie definieren sie Freundschaft? Wie erzählen wir ihnen Männlichkeit, welche Versionen von Männlichkeit unterstützen wir, bewundern wir, leben wir offen vor? Wann gelten Jungen wirklich als Jungen und warum werden sie »als Mädchen abgewertet«, wenn sie nicht den gängigen Männlichkeitsnormen entsprechen?

Und vor allem: Was können wir tun, um Jungen aus der Geschlechterfalle herauszuhelfen?

Denn sie verdienen so viel mehr als das, was ihnen momentan angeboten wird. Sie verdienen Körperkontakt, Mitgefühl, Trost und Einhornglitzer. Sie verdienen es, Prinzessinnenjungs sein zu dürfen. Diesen Titel trägt das Buch nicht zufällig. In jedem Jungen steckt ein Prinzessinnenjunge. In jedem Jungen stecken Träume, Hoffnungen und Eigenschaften, die als unmännlich, schwach und mädchenhaft bezeichnet und als falsch markiert werden. Deshalb werden sie verleugnet, versteckt und letztendlich begraben. Viel zu lange schon haben wir Männlichkeit zu einem Götzenbild erhoben, vor dem sich alle Anwärter in den Staub zu werfen haben, um sich ihrer als würdig zu erweisen. Dabei verhält es sich genau andersherum: Männlich ist, was Jungen und Männer tun. Wenn sie sich ins Gesicht schlagen, dann ist das ebenso männlich, wie wenn sie sich streicheln. Und wenn sich Jun-

gen für Rennautos begeistern, dann verhalten sie sich ebenso männlich, wie wenn sie für Ballett schwärmen.

Aber bevor wir damit beginnen, die Debatte um Jungen-erziehung vom Kopf auf die Füße zu stellen, möchte ich Sie noch darauf aufmerksam machen, was ich in diesem Buch nicht tun werde. An Vorurteilen und Geschlechterrollen zu rütteln ist eine anstrengende und durchaus auch gefährliche Sache. Und da ich Sie mit der Lektüre dieses Buches darum bitte, sich darauf einzulassen, ist es nur fair, wenn Sie wissen, was Sie erwartet beziehungsweise was Sie nicht erwartet:

Ich werde Ihnen nicht sagen, dass Jungen schlecht sind. Jungen sind großartig. Ich bin selbst Vater zweier wunderbarer Söhne. Aber ich weiß, wo die Probleme liegen. Was wir ihnen zumuten und womit wir sie davonkommen lassen. Schlicht und einfach weil wir glauben, dass Jungen nun einmal Jungen sind.

Ich werde Ihnen nicht sagen, dass Mädchen schlecht sind. Die sind nämlich auch großartig. Ich bin selbst Vater zweier wunderbarer Töchter. Hier werden Jungen nicht gegen Mädchen ausgespielt und Mädchen nicht gegen Jungen. Wenn Sie sich von diesem Buch eine weitere Einladung zum Geschlechterk(r)ampf und zu den immer noch sehr populären Stereotypfestspielen erhoffen, dann legen Sie es besser weg. Damit wird Ihnen hier nicht gedient.

Ich werde Sie nicht ermahnen, dass Sie keine Vorurteile haben dürfen. Es gibt keine vorurteilsfreien Menschen, und das aus gutem Grund. Wir alle sind darauf angewiesen, ständig Personen und Situationen in kürzester Zeit ohne ausreichende Hintergrundinformationen einzuschätzen und zu bewerten. Anders kommen wir überhaupt nicht durch ein sich immer mehr beschleunigendes und zunehmend digitalisiertes Leben. Die Möglichkeit, sich etwas reiflich zu überlegen, haben wir viel zu selten. Aus diesem Grund plädiere ich nicht für eine vorurteilsfreie, sondern für eine vorurteilsbewusste

Erziehung. Mir ist nicht daran gelegen, Ihnen Vorhaltungen zu machen, falls Ihnen womöglich unbehaglich dabei wird, wenn Ihr 4-Jähriger ein rosa Laufrad zum Geburtstag haben möchte oder sich Ihr 14-Jähriger für Tanz und Theater begeistert. Wir werden uns diese Vorurteile genau anschauen und herausfinden, woher sie kommen, wofür sie stehen und wie sie sich überwinden lassen.

Und vor allem werde ich Ihnen nicht erzählen, dass Sie schlechte Eltern sind. Die überwältigende Mehrheit von Müttern und Vätern wünscht sich für ihre Kinder nur das Beste und tut ihr Menschenmöglichstes, es unter den gegebenen Umständen zu verwirklichen. Kann sein, dass Sie über Geschlechtergerechtigkeit noch nicht weiter nachgedacht haben. Vielleicht sind Sie auch überfordert von Söhnen, die sich nicht so verhalten, wie man es gemeinhin von Jungen erwartet. Aber da Überforderung immer ein zentraler Bestandteil von Elternschaft war, ist und sein wird, soll es in diesem Buch eben nicht darum gehen, mit dem Finger auf Sie zu zeigen. Im Zweifelsfall bin ich als Elternteil ähnlich überfordert wie Sie – nur eben in anderen Bereichen. Stattdessen werden wir uns gemeinsam ein paar Gedanken darüber machen, wie wir das Leben von Jungen erleichtern und verbessern können. Wo wir zu viel und wo zu wenig verlangen. Warum wir sie fallen lassen und erwarten, dass sie die Zähne zusammenbeißen und von alleine wieder aufstehen. Und wie wir uns verhalten, wenn sie das nicht tun.

Eine Debatte über eine sensiblere, aufmerksamere Jungenerziehung ist überfällig. Denn obwohl sich unsere Vorstellung von Männlichkeit allmählich wandelt, wird diese Männlichkeit immer noch viel zu oft dadurch verwirklicht, dass wir die Prinzessinnenjungenhaftigkeit aus unseren Söhnen wegerzählen und hinausstrafen. Mit althergebrachten Sätzen wie »Das macht ein Junge nicht«, »Rosa ist nur etwas für Mädchen« und »Hör auf zu weinen«. Es ist an der Zeit,

Jungen nicht mehr das Lächeln aus dem Gesicht zu wischen, wenn sie sich für Verschönerung oder Ponys interessieren. Genauso wie es an der Zeit ist, ihnen nicht länger dafür auf den Rücken zu klopfen, wenn sie sich und anderen Gewalt antun. Jungen sind so viel mehr als das.

3 | MIT PUPPEN SPIELT MANN NICHT

Ein »Bad Boy« also. Womöglich noch in einem dieser Strampler für Väter, auf denen mit Pfeilen angezeigt wird, wo was zu tun ist. Damit alle Bescheid wissen. Vielleicht haben Sie aber gar nicht das Bedürfnis, die Welt über das Geschlecht Ihres Babys zu informieren. So ging es auch den Eltern von Storm Stocker, die 2011 einiges an medialem Aufsehen dadurch erregten, dass sie ihrem Umfeld bewusst das Geschlecht ihres Kindes vorenthielten, damit dieses sich frei entfalten kann. Abgesehen davon, dass man diese Entscheidung unter vielerlei Gesichtspunkten kritisch sehen kann, ist bemerkenswert, mit wie viel Wut der Familie und dem Kind begegnet wurde. Fremde Menschen fuhren an dem Haus der Stockers vorbei und brüllten Storm »Junge« entgegen. Man kann und sollte sich fragen, was Storms Geschlecht mit diesen Menschen zu tun hat. Eigentlich nichts, aber anscheinend doch alles. Und auf die eine oder andere Weise begleitet diese Frage nach der Geschlechtsidentität Ihr Kind bis zu dessen Tod. Denn selbst wenn es die Phase hinter sich lässt, in der es anderen schwerfällt, anhand erkennbarer Merkmale das Geschlecht zu bestimmen, und mit zunehmendem Alter vorgeblich klarer wird, worum es sich handelt, wird diese Frage immer wieder gestellt und verlangt eine Antwort. Auch in Abwesenheit. Zum Beispiel wenn Sie in einem dieser Spielzeugfachgeschäfte stehen und Ihrem Kind etwas zum Geburtstag kaufen wol-

len. Die erste Frage, die Ihnen gestellt wird, ist nicht etwa die nach dem Alter oder nach Ihrem Budget. Auch nicht nach den Vorlieben des Kindes. Die erste Frage lautet mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit: »Junge oder Mädchen?« Und wenn Sie dann gestanden haben, wenn Sie stellvertretend für Ihr Kind die mündliche Geschlechtsprüfung abgelegt haben, dann werden Sie freundlich, aber bestimmt in die entsprechenden Ecken verwiesen. Rosa für Mädchen und Hellblau für Jungen. In dem Spielzeugbereich der Mädchen geht es um Kümmern, Haushalt, Pflege und Verschönerung. Bei den Jungs hingegen findet sich alles rund um Fahrzeuge, Bauen, Abenteuer und Technik. Mädchen sind Prinzessinnen, Jungen die Piraten. Das Ganze kommt einem Verdikt gleich, dem Sie sich besser nicht entgegenstellen. Denn sonst ...! Gender Marketing, also das gezielte Ansprechen von Geschlechtern durch Stereotype, ist nie nur Angebot, sondern immer auch eine Form von sublimen Drohung: Wenn du nicht mitmachst, wenn du für uns nicht identifizierbar und kategorisierbar bist, dann gehörst du nicht dazu und wirst entsprechend behandelt. Das ist auch der Grund, warum es herablassend wäre, einfach nur zu behaupten, Eltern würden zu wenig wissen und deshalb ihren Kindern lediglich stereotypes Spielzeug vorsetzen. In gewisser Hinsicht wissen Eltern nämlich zu viel. Sie sind sich vollkommen im Klaren darüber, was die Mehrheitsgesellschaft von Jungen und Mädchen erwartet, welches Spielzeug den meisten Menschen für welches Geschlecht angemessen erscheint und welche Verhaltensweisen mit Männlichkeit oder Weiblichkeit assoziiert werden. Deshalb ist es auch mit Aufklärung allein nicht getan. Die bloße Wissensvermittlung darüber, dass Rosa nicht schwul macht und Homosexualität nichts Unnatürliches ist, löscht die Vorurteile darüber nicht aus. Und schon gar nicht die Sorge davor, das eigene Kind könnte trotz einer vorurteilsbewussten Erziehung, nein, gerade wegen einer vorurteilsbewussten,

geschlechtergerechten Erziehung durch andere Nachteile erleiden. Die Konfrontation mit der Realität ist nicht nur hier unvermeidbar. Darum muss es zugleich Aufgabe sein, für einen Prozess des Entlernens von Stereotypen zu werben und aufzuzeigen, warum dieser sich lohnt.

Deswegen sind Sie und ich ja auch hier. Nicht nur damit ich Ihnen lustige Anekdoten darüber erzähle, warum es nett wäre, Jungen mit Puppen spielen zu lassen. Sondern auch, damit wir darüber ins Gespräch kommen, wie defizitär die momentane Situation für Jungen ist. Wie sehr die Dinge in Schieflage geraten sind. Mit Puppen spielen zu dürfen ist für Jungen nicht nur ein netter Bonus, den wir ihnen im Zuge einer sich von Stereotypen emanzipierenden Gesellschaft vielleicht mal zugestehen könnten. Das Spiel mit Puppen, und darüber ist sich die Forschung einig, vermittelt Fähigkeiten, die für ein heranwachsendes Individuum von essenzieller Bedeutung sind: Soziale Interaktion, Kümern, Pflege, Verantwortung, Sprachschatz, Vorstellungskraft – all diese Bereiche werden durch das Puppenspiel gefördert. Und übrigens nicht erst seit gestern. Puppen gehören zusammen mit Rasseln, Pfeifen und Reifen zu den ältesten bekannten Spielzeugen. Kinder spielen schon seit Jahrtausenden mit Puppen. Welchen Sinn sollte es also ergeben, Puppen für Jungen zu tabuisieren? Man könnte argumentieren, dass das Puppenspiel nicht zwingend erforderlich ist, um die genannten Fähigkeiten zu entwickeln. Zweifellos ist das richtig. Ich muss als Junge nicht mit Puppen gespielt haben, um meine sprachlichen Fähigkeiten zu entwickeln und soziale Interaktion zu lernen. Die Frage ist vielmehr, warum ich es nicht darf? Warum werden Jungen in einer von Frühförderung besessenen Gesellschaft von diesem Arsenal an positiven Entwicklungsmöglichkeiten ausgeschlossen? Die Antworten auf diese Frage bewegen sich irgendwo zwischen »Es ist nicht seine Aufgabe« und »Es schadet seiner Männlichkeit«.

Das leuchtet mir nicht ein. Wieso diese Beschränkung? Jungen haben ein Recht darauf, Kümmern, Pflegen, Fürsorge und Verantwortung spielerisch zu erfahren. Das hätte nicht zuletzt auch den schönen »Nebeneffekt«, dass wir uns nicht länger darüber wundern müssten, warum sie sich später, wenn überhaupt, nur zwei Monate Elternzeit nehmen oder die Pflege von Angehörigen mehrheitlich Frauen obliegt. Und wenn Männlichkeit wirklich dadurch beschädigt werden kann, dass Jungen mit Puppen spielen, dann braucht sie dringend ein Update. Wo Puppen eine Zumutung für die Männlichkeit von Jungen darstellen, wird Männlichkeit für Jungen zur Zumutung.

»Aber mein Junge spielt eben nur mit Autos und Bauklötzen, was soll ich denn machen?!« Wenn es um die Spielzeugvorlieben kleiner Kinder geht, sind sich Eltern relativ einig. Jungen spielen anders als Mädchen. Sie interessieren sich mehr für Bewegung, Mobilität und Dinge, die Geräusche machen. Sie schlagen gerne Sachen gegeneinander. Nur eines tun sie eher selten: mit Puppen spielen. Wenn man Eltern darauf hinweist, dass ihrem Sohn Puppen möglicherweise vorenthalten werden, reagieren sie häufig schmallippig und ungehalten. Schließlich hätten sie ihrem Sohn immer wieder alle möglichen Spielzeuge angeboten, aber er würde sich nun einmal nicht für Puppen interessieren. Und tatsächlich gibt es einige Studien, die zeigen, dass Jungen sich überdurchschnittlich häufig mit Fahrzeugen beschäftigen, während Mädchen sich eher für Puppen begeistern. Das klingt allerdings bedeutender, als es ist. Denn zum einen treffen diese Studien gar keine Aussagen darüber, dass Jungen überhaupt nicht mit Puppen spielen oder spielen sollten. Genau genommen gibt es keine einzige Studie, die belegt, dass Jungen nur mit Fahrzeugen oder Bauklötzen und nie mit Puppen spielen. Oder dass es in irgendeiner Weise ratsam wäre, Jungen nicht mit Puppen spielen zu lassen. Zum anderen übersehen die-

se Studien den Sozialisationsfaktor. Der Verstand eines Babys ist keine unbeschriebene Fläche, an der man eins zu eins ablesen kann, wie sich genetische Merkmale in Verhalten übersetzen. Um das nachzuweisen sind seit den 70er-Jahren immer wieder sogenannte Baby-X Versuche durchgeführt worden. In der Ursprungsvariante von 1975 untersuchten drei Forscherinnen der Universität von New York, wie sich Erwachsene verhalten, wenn sie aufgefordert werden, sich um ein drei Monate altes Baby zu kümmern. Die Ergebnisse zeigten, dass die überwiegende Mehrheit der Testpersonen das Baby mit stereotypen Spielzeugen beschäftigte. Wurde das Kind den Testpersonen als Mädchen vorgestellt, kamen Puppen zum Einsatz. Wurde das Kind als Junge bezeichnet, wurde zu Fahrzeugen und Bauklötzen gegriffen. Wurde das Kind neutral gekleidet und nicht auf das Geschlecht verwiesen, verschwand dieser Effekt fast gänzlich – bis auf eine kleine Präferenz in Richtung Jungenspielzeug, weil die Mehrheit der Erwachsenen das Kind, das eigentlich ein Mädchen war, für einen Jungen hielt. Dieser Versuch wurde seitdem in verschiedenster Abwandlung mehrfach wiederholt. Mit den immer gleichen Ergebnissen. Nur dass diese über die Jahre sogar noch deutlicher wurden. Selbst Eltern, die von sich sagen, dass ihnen eine geschlechtergerechte, stereotypfreie Erziehung wichtig ist, sind davon betroffen. Und es ist auch nicht nötig, dass Kindern das entsprechende Spielzeug weggenommen wird, um Präferenzen auszudrücken. Es genügen Vorschläge. Es genügt Bestärkung.

»Lass uns doch den Bagger nehmen. Toll hast du das gemacht. Was für ein großer Bagger für einen großen Jungen!«

Kein Junge muss mit Puppen spielen. Sie sind nicht das Allheilmittel gegen unsoziales Verhalten von Individuen oder der Gesellschaft. Ehrlich gesagt sind viele von ihnen ziemlich überteuert und absurd proportioniert. Die klassische Barbie wäre im echten Leben eine unfruchtbare, arthrosegeplagte,

kurzatmige Frau mit Hammerzeh und Hüftdysplasie. Muss man nicht gut finden. Wenn Ihr Sohn also nichts auf Puppen gibt und stattdessen lieber Laster herumfahren lässt, Lego baut und kicken geht, ist das vollkommen in Ordnung. Auch diese Spiele sind richtig und wichtig für die kindliche Entwicklung – weswegen es umgekehrt auch völlig unsinnig ist, Mädchen etwas vorzuenthalten.

Aber bitte, bitte, mit Zucker obendrauf, Biencheneintrag für gutes Betragen in Ihr Karmaheft und ewige Dankbarkeit meinerseits: Nehmen Sie Ihren Jungs nicht die Puppen weg. Sagen Sie nicht, dass das nur was für Mädchen ist und Jungen andere Dinge tun sollten. Zahlen Sie nicht auf das Konto derjenigen ein, die wirklich glauben oder Ihnen zumindest weismachen wollen, dass Jungen, die mit Puppen spielen, sich falsch verhalten. Wenn unsere heutige Vorstellung von Männlichkeit wirklich angeboren wäre und beinhalten würde, dass Puppen nichts für Jungen sind, dann hieße das nichts anderes, als dass jeder Junge, der zu einer Puppe greift, angeblich gegen seine biologische Bestimmung verstößt. Lassen Sie sich auf solchen Unsinn nicht ein.

Eine kleine Farblehre

Das gilt auch für das sogenannte »Rosa-Gen«. Eltern berichten immer wieder davon, dass sie gegen die spezifische Farbvorliebe ihrer Töchter für Rosa und Pink überhaupt nichts machen könnten. Erfahrene rosagestählte Väter und Mütter tröstet da nur die Aussicht darauf, dass das eine Phase ist, die bei den meisten Mädchen später nachlässt. Da ist was dran. Allerdings etwas anders als gedacht. Denn ganz ähnlich wie bei den Spielzeugvorlieben ließen auch hier Studien Rückschlüsse darauf zu, dass die Vorliebe für Rosa und Pink bei

Mädchen in den Genen liegt. Forscherinnen und Forscher haben 2007 auf *cell.com* eine Studie mit dem Titel *Biological components of sex differences in color preference* veröffentlicht, in der sie die Farbwahrnehmung von 208 Freiwilligen auf geschlechtsspezifische Unterschiede testeten. 37 dieser Testpersonen stammten ursprünglich aus China. Die Prämisse war also, Menschen aus zwei unterschiedlichen Kulturräumen zu untersuchen, in denen Farben unterschiedliche Dinge bedeuten. Rosa und Pink werden in China nicht automatisch mit Weiblichkeit assoziiert. Wenn also Frauen trotzdem eine eindeutig erkennbare Vorliebe für diese Farben zeigen, ohne in einem Kulturraum aufgewachsen zu sein, der sie dazu anhält, sich aufgrund ihres Geschlechts damit zu assoziieren, dann wäre das durchaus ein Indiz für ein »Rosa-Gen«.

Und tatsächlich ließen sich geschlechtsspezifische Unterschiede in der Farbwahrnehmung von Männern und Frauen feststellen. Allerdings ließ sich der Studie auch entnehmen, dass die 37 chinesischstämmigen Testpersonen zum Zeitpunkt des Tests bereit sechs Monate bis zwei Jahre in Großbritannien lebten. Und wie sich dieser Umstand auf die Farbwahrnehmung auswirkt, war nicht Gegenstand der Untersuchung. In späteren Untersuchungen, die an Babys statt an Erwachsenen vorgenommen wurden, konnte man hingegen feststellen, dass es sich mit der Farbwahrnehmung etwas differenzierter verhält – und zwar geschlechtsübergreifend.

Babys verfügen über eine Vorliebe für Grundfarben wie Rot oder Blau. Ungefähr ab dem Alter von zweieinhalb Jahren entwickeln Mädchen in unserem Kulturkreis eine statistisch auffällige Vorliebe für Rosa, während Jungen diese Farbe auffällig oft ablehnen. Diese Farbvorliebe ist demnach nicht durch Geschlecht angeboren, sondern mit Geschlecht assoziiert. Im Grundschulalter nimmt diese Differenz noch zu, bis sie in der Pubertät von einem geschlechtsübergreifenden Interesse an Misch- und Pastellfarben abgelöst wird.

Rosa als Mädchenfarbe haben wir uns schlicht und ergreifend ausgedacht. Genau wie Hellblau für Jungen. Beides ist eine Erfindung des 20. Jahrhunderts und hat die vorangegangenen farblichen Zuschreibungen abgelöst. Nämlich (Purpur-)Rot und Pink für Jungen, die für Royales und Herrschaftlichkeit standen. Und Hellblau für Mädchen, weil diese Farbe der Jungfrau Maria zugeschrieben wurde, deren Tugendhaftigkeit es für Mädchen nachzueifern galt. Wenn Sie sich Medien aus der Mitte des 20. Jahrhunderts oder früher anschauen, dann können Sie diesen Wechsel nachvollziehen. Ein besonders plakatives Beispiel bietet die Disneyfassung von *Peter Pan* aus dem Jahr 1953: Wendy trägt ein hellblaues Kleid. Ihr jüngerer Bruder Michael hingegen einen rosa Schlafanzug. In der französischen Serienfassung aus den Jahren 2012–2016 sieht das hingegen ganz anders aus: Nun ist Wendy die mit dem pinken Oberteil und der kleine Michael trägt Hellblau.

Nicht nur daran merkt man, dass Menschen zur Historisierung ihrer gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung neigen: Wer den Status quo verteidigen will, der weist gerne darauf hin, dass etwas »schon immer« so gewesen ist. Ganz egal wie ahistorisch er oder sie dabei vorgeht. Die Autorin Cailda Jetha hat mit ihrem Kollegen Christopher Ryan für dieses Phänomen in ihrem gemeinsamen Buch *Sex – die wahre Geschichte* (2016) einen sehr erhellenden Begriff gefunden: Flintstonisierung. Mit ihm erklärt das Duo, inwiefern die Zeichentrickserie *Die Familie Feuerstein* (*The Flintstones*) die Gegenwartskultur 1959–1966 als Blaupause für eine steinzeitliche Gesellschaftsfiktion verwendet, und überträgt dies auf unseren grundsätzlichen Umgang mit Steinzeitreferenzen. Denn darüber, wie unsere längst verstorbenen Vorfahren sich organisiert haben, welche Werte ihnen wichtig waren und was sie als geschlechtsspezifisch angesehen hätten, wissen wir erstaunlich wenig. Eine Serie über eine fiktive steinzeit-

liche Familie sähe heute ganz anders aus. Sie würde den aktuellen Entwicklungen Rechnung tragen. Das hätte Auswirkungen. Denn bei Farben und allen anderen Dingen, die mit geschlechtsspezifischer Bedeutung aufgeladen werden, ist die Aufladung wirkmächtig. Dabei spielt es zunächst keine Rolle, ob die Zuschreibung auf realen Fakten oder auf bloßer Fiktion basiert. Selbst wenn wir uns darüber einig sind, dass ein »Rosa-Gen« nicht existiert, zeigen Studien immer noch, dass Mädchen vor dem dritten Geburtstag bis hinein ins Grundschulalter eine deutliche Vorliebe für Rosa haben, die gleichaltrige Jungen so nicht aufweisen. Sie lehnen diese Farbe mehrheitlich als »mädchenhaft« ab. Es kommt also nicht nur darauf an, was Geschlecht ist, sondern was wir aus Geschlecht machen. In Büchern, mit Spielzeugen, durch Farben und weitere Zuschreibungen. Geschlecht ist – nicht nur, aber auch – ein andauernder performativer Akt. Es wird erzeugt. Ein Handeln, eine Behauptung, ein Raumnehmen, eine Zuweisung. Die Mädchenpräferenz für Rosa und Pink ist hier und heute real, weil wir diese Wirklichkeit konstruiert haben. Dass ich Sie mit meinem kurzen Exkurs in Wissenschaft und Geschichte darauf aufmerksam machen möchte, inwiefern Eigenschaften und Vorlieben nur behauptet genetisch verankert sind, stellt nicht einmal die Hälfte der zu leistenden Arbeit dar. Deswegen belasse ich es auch dabei, Forschungsergebnisse nur anzureißen. Wenn Sie darüber mehr wissen wollen, gibt es geeignetere Bücher als dieses hier. *Die Geschlechterlüge* (2012) der Neurowissenschaftlerin Cordelia Fine beispielsweise. Oder das leider nicht auf Deutsch erhältliche Werk *Gene Worship* (2003) der Verhaltenssoziologin Gisela Kaplan, in dem sie die übliche »Das liegt an den Genen«-Begründung umfassend seziert.

Das macht mein Buch natürlich angreifbar. Man kann mir ohne Mühe und viel Übertreibung vorwerfen, ich hätte nicht ausreichend Studien gelesen, mir würde für dieses und jenes

das Fachwissen fehlen, von Erziehung hätte ich erst recht keine Ahnung und ganz allgemein die Geschlechterfrage auch nicht so richtig verstanden.

Aber zum einen werden mit solchen Vorwürfen auch Menschen überzogen, die deutlich wissenschaftlicher arbeiten als ich. Und zum anderen geht es hier um ein Gespräch über Jungen, mit denen wir leider nicht besonders gut umgehen. Darin stimmen mit mir auch diejenigen überein, die meine Thesen aus tiefster Überzeugung ablehnen. Ich möchte darum an dieser Stelle noch einen Schritt weiter gehen. Nehmen wir an, zusammen mit anderen hätte ich mich geirrt und würde Trugschlüssen aufsitzen. Nehmen wir an, es gäbe ein Rosa-Gen und die meisten Jungen hielten aufgrund ihres angeborenen Geschlechts überhaupt nichts von Puppen. Nehmen wir an, dass nicht, wie ich behauptete, in jedem Jungen zu gewissen Anteilen ein Prinzessinnenjunge steckt, sondern meinetwegen nur in jedem zehnten. Das entspricht ungefähr dem Anteil von Menschen mit linkshändiger Veranlagung in unserer Gesellschaft. Welche Konsequenzen sollten wir dann daraus ziehen: Ausgrenzung? Umerziehung? Umschulung auf Hellblau und Baukräne, damit nicht mehr zum rosa Puppenwagen gegriffen wird? Das kann nicht der Weg sein. Selbst wenn ein mitfühlender, weicher, verletzlicher, schutzbedürftiger, verschönerungsbegeisterter Junge »nur« die Ausnahme von der genetischen Regel darstellen sollte: Wäre es dann nicht unsere Aufgabe, ihn zu unterstützen? Müssten wir uns nicht vor ihn stellen und unmissverständlich klarstellen, dass wir all die unschönen »Was bist du denn für eine Pussy!«-Varianten nicht tolerieren? (An dieser Stelle sei Ihnen der dreiminütige Monolog des Comedian Trevor Noah darüber empfohlen, wie unsinnig es ist, mit dem Begriff »Pussy« Schwäche zu implizieren.) Womit sollten wir rechtfertigen können, solche Jungen künstlich abzuhärten, wenn es doch angeblich gegen ihre so nachdrück-

lich behauptete Natur geht? Auch wenn ich mich irren würde, liegen wir mit unserer Missachtung der Bedürfnisse und Gefühle von Jungen falsch. Die Umerziehung, die mir und anderen des von Gegnerinnen und Gegnern so genannten »Genderismus« unterstellt wird, findet nämlich längst statt. Und zwar durch sie selbst. Sie sind es, die sich dafür aussprechen, vielfältige Jungen zu einfältigen Männlichkeitsbildern »umzuerziehen«. Was ich Ihnen anbiete, hat hingegen nichts damit zu tun, dass Jungen auf Mädchenfarben getrimmt und verweichlicht werden sollen, aber alles damit, ihnen mehr Räume zu eröffnen, um sich auszuprobieren und zu verwirklichen. Dass Jungen eine Rosa-Option verdienen, ist etwas anderes, als sie zu Rosa zu verpflichten. Dieser Unterschied ist wichtig. Man kann das natürlich für spitzfindig halten. Aber mit der Haarspalterei habe ich noch nicht einmal angefangen.

Haarige Angelegenheiten

Mein 3-jähriger Sohn hat keine Lust mehr auf seine langen Haare. Es ist Sommer, ihm ist heiß und außerdem war sein bester Freund auch gerade erst beim Friseur. Also sitzt er mit großen Augen auf meinem Schoß, befühlt interessiert den Umhang, der seine Kleidung vor herabfallenden Haaren schützen soll, und wartet, was passiert.

»Wie darf ich schneiden?«, fragt der Friseur.

»Kurzhaarschnitt!«, sage ich. »Seiten rasieren, oben ein bisschen länger.« Der Friseur stutzt. Er läuft um uns herum und betrachtet meinen Sohn von allen Seiten.

»Kurz?«, fragt er zweifelnd.

»Ähm, ja, wieso?«

»Bin gleich wieder da.«

Der Friseur verschwindet in den hinteren Teil des Salons. Etwas ratlos schaue ich ihm nach. Auf meinem Schoß rutscht mein Junge unruhig hin und her, weil es jetzt endlich losgehen soll. Der Friseur kommt zurück. In den Händen hält er einen Frisurenkatalog, den er uns präsentiert. Mit leiser Stimme macht er mir Vorschläge.

»Schauen Sie doch mal hier.«

Ich betrachte verwirrt die Bilder. Sie zeigen mehr oder weniger kunstvolle Langhaarfrisuren. Bis ich merke, wo das Problem liegt, dauert es einige Momente. Schließlich verstehe ich und sage den alles entscheidenden, anscheinend erlösenden Satz:

»Er ist ein Junge.«

Der Friseur entschuldigt sich daraufhin wortreich und beginnt ohne Umschweife, meinem kleinen Kerl die Haare zu schneiden. Nach Beendigung des Schnitts ist er in den Worten des Friseurs »nun ein richtiger kleiner Junge«. Die Frisur finde ich gut. Alles andere aber nicht.

Die Mathematiklehrerin meines 9-jährigen Sohnes hat meine Lebenskomplizin und mich zu einem Gespräch eingeladen. Wir sprechen über seine Leistungen und Möglichkeiten, wie wir seine Begeisterung für Zahlen weiter füttern können. Es ist ein sehr nettes Gespräch. Mehr als einmal werfen die Lebenskomplizin und ich uns Blicke zu, um uns telepathisch darüber zu verständigen, dass wir froh sind, diese Frau als Mathelehrerin für unseren Sohn zu haben.

»Eine Sache wäre da noch. Es geht um die langen Haare Ihres Sohnes.«

»Wieso, was ist denn mit denen?«

»Sie fallen ihm beim Schreiben immer ins Gesicht. Er bräuchte für den Unterricht ein Zopfband, damit ihn das nicht so beim Arbeiten stört.«

Innerlich gebe ich ihr sofort recht. Das ist mir zu Hause auch schon aufgefallen. Ständig hängen ihm Haarsträhnen

vor den Augen, weil er sich aus Zöpfen nichts macht. Ich bin schon dabei, einzuwilligen, als meine Lebenskomplizin noch eine Frage hat:

»Haben Sie den Eltern der Mädchen, die ihre langen Haare offen tragen, auch dazu geraten?«

»Nein, wieso?!«

Das sind nur zwei Beispiele dafür, warum Geschlechtsidentität für Jungen nach wie vor eine haarige Sache ist. Allen langmähnigen jugendlichen Subkulturen, Männermodels und Hipstern mit Man-Buns zum Trotz: Lange Haare bei Jungen sind immer noch ein Geschlechtspolitikum. Ganz ähnlich wie kurze Haare bei Mädchen. Für Erwachsene trifft das mittlerweile weniger zu. Der Friseur, der sich zunächst weigerte, meinem Sohn die Haare kurz zu schneiden, weil er ihn für ein Mädchen hielt, trug schulterlanges Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden. Es war also nicht so, dass er sich Männer mit langen und Frauen mit kurzen Haaren überhaupt nicht vorstellen konnte. Nur bei Kindern hatte er damit so seine Schwierigkeiten. Und da ist er nicht allein. Denn die Erkennungsmerkmale, an denen wir Geschlecht für gewöhnlich zuschreiben, sind in jungen Jahren noch nicht besonders ausgeprägt. Stimmlage, Brustentwicklung, Bartwuchs, Muskulatur, weiche oder kantige Gesichtszüge – nicht nur die erwähnten Baby-X-Versuche zeigen, dass das Geschlecht von Babys und kleinen Kindern für uns gar nicht so einfach zu bestimmen ist. Mit der entsprechenden Farbwahl und einigen Accessoires wird aus Julian ganz schnell Julia (und umgekehrt) – und dementsprechend wird das Kind dann auch behandelt. Wenn es allerdings andere Merkmale gibt, die wir für eindeutig zuordenbar halten, fallen Haare nicht so sehr ins Gewicht. Zum Vergleich: Der Friseur meines Sohnes hat eine tiefe, leise Stimme, trägt einen Bart und sein Oberarmumfang entspricht etwa dem meines Kopfes. Er läuft in keiner Weise Gefahr, durch seine langen Haare als Frau gelesen zu werden.

Er hat seine Schuldigkeit hinsichtlich geschlechtlicher Identifizierbarkeit getan. Bei Babys ist das hingegen nicht der Fall. Wie tief die daraus resultierende Verunsicherung bei einigen geht, lässt sich an Produkten wie *Girly Glue* ablesen. *Girly Glue* wurde von der US-Amerikanerin Katie Hydrick entwickelt, die es nach eigenem Bekunden satt hatte, dass Haarbänder und -reifen auf dem Kopf ihrer kleinen Tochter nicht hielten. Also kreierte sie in der heimischen Küche einen biologischen Kleber aus Agavensaft und anderen Zutaten, um kleinen Mädchen Schleifchen an den Kopf kleben zu können. Anschließend vermarktete sie das Produkt mit dem Slogan »Es ist nie zu früh, ein echtes Girly zu sein«. Damit entfachte sie allerdings nicht nur Begeisterung. Abgesehen davon, dass die Idee, Babys etwas an den Kopf zu kleben, doch eher befremdlich ist, ging es dabei vor allem um das Motiv. Das besteht nicht zuletzt auch darin, ein Baby geschlechtlich zu markieren. Hydrick selbst war sich darüber im Klaren, dass sie eine Tochter hat, fand es aber anscheinend einen unhaltbaren Zustand, dass ihre Umwelt darüber nicht informiert war. Und sie mit der entsprechenden Frage belästigte: Junge oder Mädchen?! Also signalisierte sie mit dem angeklebten Schleifchen Eindeutigkeit. Aber warum ist Mehrdeutigkeit so schwer auszuhalten? Warum frustriert es uns, wenn unser Kind für ein Mädchen gehalten wird, obwohl es ein Junge ist – und andersherum? Vielleicht haben Sie das, beispielsweise auf Spielplätzen, schon erlebt, vielleicht auch mit dem eigenen Kind? Die meisten Eltern berichtigen geschlechtsspezifische Ansprachen, die sie für falsch halten.

»Ihre Tochter hat ja tolle lange Locken« wird zumeist umgehend korrigiert: »Es ist ein Junge«. Warum ist das nötig? Was würde passieren, wenn wir es nicht tun? Wir könnten ja auch einfach abwarten, bis das Kind selbst fähig und willens ist, das richtigzustellen. Aber irgendwie scheint die Verwechslung des Geschlechts der Kinder eine Beleidigung

der Eltern darzustellen. So als wäre mit ihrem Nachwuchs irgendetwas falsch. Als hätten sie es versäumt, ihren Eindeutigkeitspflichten nachzukommen. Auch an dieser Stelle bewerten wir die Geschlechtszuordnung über. Das hat nichts Verspieltes, nichts von Ausprobieren oder Entdecken. Wenn sie groß sind, sollen unsere Kinder werden können, was sie wollen, aber jetzt, hier und heute, in diesem Sandkasten wird dem Opa da drüben klargemacht, welches Geschlecht das Kind hat. Nachher denkt der noch was Falsches. Mit geradezu verbissener Ernsthaftigkeit teilen wir die Welt in zwei Geschlechter ein. Da hilft es auch nicht, wenn wie bei *Girlie Glue* darauf hingewiesen wird, dass die Geschlechtszuschreibung nur ein Angebot sei und das Produkt auch für Jungen geeignet. Lassen Sie sich davon nicht täuschen, das ist der älteste Trick des Gender Marketings überhaupt. Die Verpackung von Überraschungseiern ein bisschen pink einfärben, »nur für Mädchen« draufschreiben und anschließend behaupten, Jungen könnten das ja auch kaufen. Man müsse das alles ja nicht so ernst nehmen. Schon klar: Weil jede Art von Werbung vollkommen belanglos und irrelevant ist, nehmen die Konzerne jährlich Milliarden in die Hand, um sie entwickeln zu lassen und zu schalten. Weil *Girlie Glue* auch für Jungen sein kann, schreibe ich *Girlie* drauf. Was denn sonst?! Weil es uns ja »im Prinzip egal« ist, kleben wir Schleifchen auf kleine Mädchen.

Wenn Sie Ihre Jungen geschlechtergerecht erziehen wollen, ist es wichtig, sich möglichst nicht in die Tasche zu lügen. Darüber, dass man lange Haare bei Jungen ausschließlich ablehnt, weil man ihnen eigentlich nur etwas Gutes tun und sie vor Mobbing bewahren will. Selbstverständlich ist das ein gewichtiger, nicht zu unterschätzender Faktor. Zur Erinnerung: Die meisten Eltern wollen das Beste für ihr Kind und verabreden sich nicht diabolisch lachend zum nächtlichen Haarabsäbeln am Bett des Jüngsten, weil sie seine »Mädchen-

haftigkeit« nicht mehr ertragen können. Trotzdem schützen sie damit auch ihre Vorurteile. Vorurteile sollten jedoch nicht gepflegt, sondern angetastet und von allen Seiten angeschaut werden. Gegebenenfalls braucht man sie nämlich gar nicht so dringend. Um Ihnen zu erklären, wie das zusammenhängt, brauche ich allerdings ungefähr noch eine Rocklänge Text.

Rocktage

Wenn man im Internet meinen Namen eingibt, dann erscheint ein ganz bestimmtes Foto. Und obwohl sein Entstehungsdatum schon einige Jahre zurückliegt und es heutzutage kaum mehr Verwendung findet, wird es wohl noch eine ganze Weile mit meinem Namen verbunden sein. Vielleicht sogar für den Rest meines Lebens. Ich möchte Ihnen erzählen, wie dieses Foto zustande gekommen ist, was es zeigt und wieso es immer noch nachwirkt. Denn es begründete nicht nur meine Variante der 15 Minuten Ruhm, von denen der Künstler Andy Warhol gesprochen hat, sondern ist ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie Männlichkeit wahrgenommen und (um)gedeutet werden kann. Zweifellos ist es ein Bild, das mehr als 1000 Worte sagt. Aber da es zu vielen verschiedenen Menschen überall auf der Welt unterschiedliche Dinge gesagt hat, will ich an dieser Stelle auch selbst noch ein paar Worte darüber verlieren:

Im Sommer 2012 lebten meine Lebenskomplizin und ich mit unseren beiden Kindern im baden-württembergischen Villingen. Dorthin hatte es uns verschlagen, weil wir wie viele junge Erwachsene nach dem Studium feststellen mussten, dass unsere Heimatstadt Berlin eben auch die Hauptstadt der unangemessen schlecht bezahlten Jobs ist – ganz besonders bei Berufseinstieg. Es gibt dort praktisch immer jemanden,

der bereit ist, eine bestimmte Arbeit »für den Lebenslauf« zu machen. Also unbezahlt, damit er oder sie später diese Tätigkeit als Referenz angeben kann. Aber »für den Lebenslauf« bezahlt weder Miete noch Essen oder Kinderklamotten. Außerdem hatten wir Lust auf Veränderung. Berlin-Kreuzberg ist ein bunter, offener Bezirk mit vielen Kindern und Möglichkeiten zur nachbarschaftlichen Begegnung. Er ist aber auch hart, dreckig, laut, überfüllt und zunehmend gentrifiziert. Mitten in die Villingen Fußgängerzone zu ziehen war in vielerlei Hinsicht eine Erleichterung. Alles war fußläufig zu erreichen, meine beiden Kinder im Alter von fünf und sieben konnten sich innerhalb des Altstadttrings frei bewegen. Die Menschen waren höflich, entspannt und meilenweit von dem entfernt, was man gemeinhin als »Berliner Schnauze« bezeichnet. Das hinderte sie jedoch nicht daran, sich das Maul über meinen kleinen Jungen zu zerreißen, als er wie schon in Berlin Röcke und Kleider trug. Und er tat dies wie zuvor mit großer Selbstverständlichkeit. Schließlich trug seine große Schwester, sein absoluter Lieblingsmensch auf diesem Planeten, ja auch Röcke und Kleider und vererbte ihm diese, wenn sie selbst aus ihnen rauswuchs. Leuchtend bunt waren die und gerade im Sommer bei großer Hitze herrlich leicht und angenehm zu tragen. Zu Hause war das nie ein Problem. Von seinem liebsten Kleid sagte er, es könne fliegen. Weder seine Mutter noch ich haben es je für nötig befunden, ihn darauf hinzuweisen, dass Röcke und Kleider »nur etwas für Mädchen« sind. Kleidung hat nun einmal kein Geschlecht, auch wenn uns die gesellschaftliche Konvention etwas anderes vermitteln will. In Kreuzberg war das auch kein Problem. Kaum jemand störte sich daran. In seiner Kita freute man sich mit ihm, wenn er einen besonders schönen Rock anhatte. Auf dem Spielplatz fand er immer Kinder, die mit ihm herumtoben wollten. Ab und zu wurde nachgefragt, gelegentlich bemerkte er, dass Irritationen entstanden. Als er mir erzählte, dass jemand ihm

gesagt hätte, Männer dürften keine Röcke tragen, borgte ich mir einen von einer Freundin und wir spazierten gemeinsam durch den Kiez. Wir fielen nicht besonders auf.

Aber in Villingen bemerkte mein kleiner Kerl sehr schnell, dass seine Kleiderwahl ein Problem war. Er wurde angestarrt, ausgegrenzt und verächtlich gemacht. Er wurde als schwul beschimpft. Als »Mädchen«, »Schwuchtel« und »Missgeburt«. Sowohl von Kindern als auch von Erwachsenen. Er war ein kleiner 5-jähriger Junge, der überhaupt nicht verstand, was daran falsch sein sollte, ein Mädchen zu sein. Seine Schwester war ein Mädchen. Seine Schwester war toll. Aber die Feindseligkeit, den zur Schau gestellten Ekel und die plötzlich ersterbenden Gespräche, wenn er irgendwo hinzutrat – all das registrierte er.

Er wurde immer bedrückter und verängstigter. Irgendwann hörte er auf, Röcke und Kleider anzuziehen. Zwei, drei Wochen ging das so, dann begann er, zumindest in der Wohnung wieder welche zu tragen. Und schließlich fragte er mich. Er wollte wissen, warum die Menschen so gemein zu ihm waren. Warum Männer keine Röcke tragen. Und vor allem wollte er wissen, wann ich mir wieder einen Rock anziehe. Ich gestehe an dieser Stelle gerne, dass ich keine besondere Vorliebe für das Tragen von Röcken habe. Einfach weil die meisten keine Taschen haben und damit für mich als Kleidungsstück nicht funktionieren. Seitdem mein Sohn mir diese Frage gestellt hat, habe ich vielleicht ein Dutzend Mal Röcke getragen, weil sie in heißen Sommern so viel besser sind als enge, schwitzige Hosen. Und ich habe sie einige Male mehr auf Bitten meines Sohnes getragen, wenn die Kommentare wieder übergriffig wurden und die Blicke unerträglich. Damals tat ich es auch. Ich dachte darüber nach, welche Nachteile mir und ihm daraus erwachsen könnten, ob das in irgendeiner Weise meine Männlichkeit gefährden würde oder zu viel verlangt wäre. Nein, war es nicht. Mein Prinzes-

sinnenjunge bat mich einfach nur um Hilfe, also half ich ihm. Am nächsten Morgen zog er sich ein Kleid an, ich mir einen Rock und wir gingen gemeinsam hinaus in die Fußgängerzone. Von da an war alles anders, denn es passierte genau, was ich mir erhofft hatte. Die Leute hoben ihren Blick von ihm auf mich, weil sie einen berockten erwachsenen Mann noch viel absurder und herausfordernder fanden als einen kleinen Jungen in einem fliegenden Kleid. Eine Passantin starrte uns so lange hinterher, dass sie gegen einen Laternenmast lief. Ein älterer Herr empfahl mir, mich »vernünftig anzuziehen«. Ich entgegnete ihm, dass er braune Slipper zu einer beigen Hose und einem hellblauen Hemd trage. Seine Frau lachte. Wir richteten »Rock- und Kleidtage« ein, an denen wir entsprechend gekleidet gemeinsam unterwegs waren. Zum Wochenmarkt. In die Stadtbücherei. Zur Kita. Die Kinder waren am leichtesten zu überzeugen. Auf ihre Frage, warum wir so aussähen, antwortete ich einfach, dass heute Rock- und Kleidtag sei – ob sie das nicht wüssten? Die Reaktionen waren fast immer gleich: Ach so, nee, na dann ist klar. Die meisten Erwachsenen zogen sich auf reservierte Höflichkeit zurück. Manchmal betrat ich Geschäfte und entdeckte, dass ich schon vorher in Gesprächen anwesend war. Selten wurde eine abfällige Bemerkung in meine Richtung versucht, aber nicht oft. Vielleicht weil wir so offensichtlich Spaß bei der Sache hatten. Doch obwohl mein Kleiner sich seine neue Welt immer ungestörter und mit zunehmendem Selbstbewusstsein eroberte, beschäftigte mich diese Situation weiter. Ich tat, was ich immer tue, wenn mich Dinge nicht loslassen – ich schrieb darüber. Anschließend überlegte ich, wem ich den kurzen Text zur Publikation anbieten könnte. Ich bot ihn der Zeitschrift *Emma* an. Die Antwort, dass sie das gerne veröffentlichen würden, kam ziemlich rasch. Aber bitte mit Foto. »Okay«, schrieb ich zurück und plante, einfach beim nächsten Rock- und Kleidtag ein Foto zu machen. »Aber nur

von hinten«, warf meine Lebenskomplizin ein. Ein Hinweis, für den ich ihr immer dankbar sein werde. Und so entstand dann der Schnappschuss, auf dem ich einen roten Rock trage und mein Sohn ein weinrotes Kleid. Wir laufen beide barfuß über die Pflastersteine der Villingen Altstadt. Er platzt beinahe vor Freude. Ich sehe glücklich zu ihm hinunter.

»Gutes Foto, wir bringen den Text dann demnächst«, kam als Rückmeldung. Einige Tage passierte nichts. Schließlich brachen wir an einem Freitag in den Sommerurlaub nach Sardinien auf. Dass der Text am selben Tag erschien, bekam ich nicht mit. Als ich eine Woche später an einer Strandbar mit Internet auf dem Laptop mein Postfach öffnete, starrte ich fassungslos auf den Bildschirm. Es war förmlich explodiert. Hunderte Nachrichten von Leuten, die ich nicht kannte, waren eingegangen, die meisten davon auf Englisch. Etwa zwanzig kamen von der *Emma*-Redaktion: Wo bist du, melde dich bitte, hier ist der Teufel los. Es stellte sich heraus, dass eine deutsche Bloggerin in meiner Abwesenheit den Text übersetzt hatte, um ihn ihren englischsprachigen Bekannten zu zeigen. Eine US-amerikanische Newsplattform griff die Übersetzung auf, eine andere suggerierte, mit mir über den Fall geredet zu haben. Im Prinzip geschah das, was man heute gemeinhin als »viral gehen« bezeichnet: Eine interessante Nachricht, ein Bild oder ein Meme wird über den Resonanzraum der sozialen Netzwerke so weit vervielfältigt, bis die Presse hellhörig wird und ihrerseits einen Resonanzraum bildet. Ich versuchte, mit der Situation einigermaßen zurecht zu kommen. Interviewanfragen aus den USA, Schweden und Brasilien fühlten sich sehr surreal an. Als mich aber schließlich einige Tage später eine chinesischstämmige Freundin anrief und mich fragte, warum ich in China in der Zeitung stehe, war mir klar, dass ich im Grunde nur zwei Optionen hatte. Entweder ich ziehe den Kopf ein und rede so lange mit niemanden darüber, bis der mediale Trubel vorbei ist,

oder ich versuche irgendwie, das Beste daraus zu machen. Ich gebe zu, dass mir die erste Möglichkeit viel verlockender erschien. Nichts davon war geplant gewesen, ich hatte nicht darum gebeten. Es fühlte sich sehr fremdbestimmt und über meinen Kopf hinweg an. Also entschied ich mich dafür, Interviews zu geben, Texte zu schreiben und meinen Standpunkt zu vertreten. Ich sprach mit dem japanischen Fernsehen und dem kanadischen Radio. Ich schrieb Texte auf Englisch, die in den USA erschienen oder auf Spanisch übersetzt wurden und in Argentinien erschienen. Das Bild sprang von einem Land zum anderen, zuletzt kam es wie ein Bumerang nach Deutschland zurückgeflogen, wo ich mit dem Magazin *Spiegel* und anderen Medien sprach. All das konnte ich nur vor dem Hintergrund der Tatsache leisten, dass ich Villingen nie erwähnt hatte, mein Sohn nicht den gleichen Nachnamen wie ich trägt und sein Gesicht auf dem Foto nicht zu erkennen ist. Aufgrund dieser Erfahrung neige ich noch heute dazu, meine Familie hinter virtuellen Finten und Leerstellen zu verschanzen. Und das aus gutem Grund.

Vielfalt für alle

Mein 5-Jähriger und ich sind für diese Sache ziemlich hart angegangen worden. Noch bevor ich mich dazu entschied, auf einige Anfragen zu reagieren, war sein Verhalten in Internetkommentaren mit dem von Kindern verglichen worden, die schlagen, spucken, gar in der Öffentlichkeit auf den Boden kacken – immer mit der rhetorischen Frage verbunden, wer so etwas seinem Kind erlauben würde. Mir hingegen wurde vorgeworfen, dass ich einen Medienstunt auf Kosten meines Sohnes produzieren würde, um mich in den Vordergrund zu spielen. Dass ich meine eigene latente Homosexualität durch

ihn ausleben würde. Oder dass ich einfach zu schwach wäre, meinem Sohn klare Grenzen darin zu setzen, was richtig und was falsch ist. Ist das so? Ist es falsch für einen Jungen, Röcke und Kleider zu tragen? Oder meinetwegen auch ein rosa Laufrad zu fahren, sich die Haare lang wachsen zu lassen und von glitzernden Einhörnern zu träumen. Ist das wirklich eine Art Fehlverhalten, das nicht toleriert werden sollte? Was genau wäre an dieser Stelle meine Aufgabe als Vater gewesen, der ich angeblich nicht nachgekommen bin?

Die für mich bemerkenswerteste Antwort darauf fand der britische Journalist Jake Wallis Simons. Anhand der Rockgeschichte überlegte er in einer Kolumne, wie er mit einer solchen Situation umgehen würde, und kam dabei zu dem Schluss, dass er ein solches Verhalten zwar unterstützen, aber nicht fördern würde. Simons weiß, wovon er spricht. Ein Jahr vor Erscheinen meines Artikels wurde seinem Cousin Philip Sallon, einem bekannten britischen Aktivisten für die Rechte von Homosexuellen, auf offener Straße der Schädel eingeschlagen. Er überlebte den Anschlag knapp. Simons ging es in seinem Kommentar also nicht darum, mich mit Dreck zu bewerfen, Homosexualität verächtlich zu machen oder mir irgendwelche unlauteren Motive zu unterstellen. Stattdessen ging es ihm darum, genau die begründeten Sorgen zu äußern, die viele Eltern von Prinzessinnenjungs haben: Wie schütze ich meinen Sohn vor Anfeindung, Ausgrenzung und Gewalt? Für Simons war wichtig, in notwendig und überflüssig zu unterscheiden. Wenn mein Junge den Drang verspürt, Röcke und Kleider anzuziehen, und sich überhaupt nicht dagegen wehren kann, dann müsste selbstverständlich alles getan werden, um ihn zu unterstützen. Wenn das aber erkennbar nur eine Phase ist oder gar ein einmaliges Ausprobieren, dann sollte man davon Abstand nehmen, ihn in der Öffentlichkeit als jemanden zu markieren, der gerne Röcke und Kleider trägt. In meinen Augen liegt Simons damit so

richtig wie falsch. Selbstverständlich ist es wichtig, sich der Realität zu stellen und nicht so zu tun, als wäre alles eitel Sonnenschein, in den ein berockter Junge ungestört und unbelästigt hinaustreten kann. Sich der Realität stellen bedeutet aber auch, anzuerkennen, dass es niemals ganz gelingen wird, sich einer gewalttätigen, sexistischen Gesellschaft so anzupassen, dass auf keinen Fall etwas passieren kann. Ein Junge, der zeit seines Lebens augenscheinlich komplett dem vorherrschenden Ideal von Männlichkeit entspricht, kann in der Pubertät ohne Weiteres von jemand anderem als unmännlich markiert werden und entsprechende Repressionen erleiden. Womöglich wird er dabei sogar von einem Freund denunziert, der selbst Schwierigkeiten damit hat, seine eigene Identität mit den aktuellen Männlichkeitsvorgaben in Einklang zu bringen. Der Fehler liegt im System. Nicht daran, dass sich ein Prinzessinnenjunge nicht ausreichend tarnt. Auch nicht daran, dass ihm von seinen Eltern seine Prinzessinnenhaftigkeit nicht ausreichend verleidet und ausgetrieben wurde. Die Ansage: »So benimmt sich kein Junge« hilft niemandem weiter und sollte niemandes Aufgabe sein. Sie folgt lediglich der Logik, dass mindestens einer im Männlichkeitskarussell verlieren muss. Auf mindestens einen muss mit dem Finger gezeigt werden, weil die ganze Männlichkeitskonstruktion so fragil, so widersprüchlich ist, dass ihr eigentlich niemand vollumfänglich entsprechen kann. Eine kleine Abweichung, eine leichte Asymmetrie genügt schon, um ein Gefühl zu erzeugen, den Anforderungen an männliche Geschlechtsidentität nicht zu genügen. Und um nicht selbst dran glauben zu müssen, werden andere haftbar gemacht und sollen bluten.

Guck mal, der spielt mit Puppen.

Iiih, der trägt ja Mädchenfarben.

Schau, der läuft im Kleid rum.

Das Besondere an Männlichkeit ist dabei nicht, dass sie als Gruppenzugehörigkeitsmerkmal durch Abgrenzung funktio-

niert: Wir sind männlich und du nicht! Das gilt nämlich für alle Gruppen. Männlichkeit zeichnet sich jedoch darüber hinaus in besonderer Weise durch Denunziation aus. Durch die Unterstellung, dass ein Junge oder Mann nicht dazugehört. Der Vorwurf der Unmännlichkeit gleicht einer von Männlichkeit ausgehenden Verschwörungstheorie. Männlichkeit scheint stets von Unterwanderung bedroht, von der Aushöhlung durch weibische Umtriebe. Kaum einmal ist sie sich selbst genug. Sie genügt sich erst, indem sie andere für ungenügend erklärt. Simons argumentiert, dass wir uns an die Regeln halten und das Spiel erst dann ändern sollten, wenn ein besonderer Mitspieler am Tisch sitzt. Beispielsweise ein Junge, dessen Identität so außergewöhnlich ist, dass sich seine Andersartigkeit nicht verbergen lässt – nur dann müssten sich alle extra viel Mühe geben. Ich würde argumentieren, dass es nicht unsere Aufgabe sein kann, Jungen dazu zu befähigen, dieses Spiel besonders gut mitzuspielen. Vielmehr ist es an der Zeit, die Regeln zu hinterfragen und sie dahingehend zu ändern, dass niemand leiden muss, um einem überkommenen Männlichkeitsideal zu genügen. Denn es ist höchste Zeit, sich mehr für das Wohl von Jungen und Männern zu interessieren.

Also, was tun? Was machen wir mit unseren langhaari-gen, pinkbegeisterten Jungen, die sich auf dem Flohmarkt in ein Eiskönigin-Elsa-Kleid verlieben und im Drogeriemarkt gerne ein paar Haarspangen kaufen wollen? Erklären wir ihnen, dass sie diese Facetten ihrer Identität lieber zu Hause ausleben, weil draußen ja etwas passieren könnte? Oder fangen wir an, dafür zu sorgen, dass ihnen dafür nichts mehr passiert? Ich bin für Letzteres. Ich bin für Vielfalt für alle. Dabei will ich Ihnen nicht vorschreiben, das zu tun, was ich getan habe. Vieles davon war einfach Zufall und dem Gefühl geschuldet, dass ich es mir leisten kann. Stattdessen möchte ich Sie dazu auffordern, zu tun, was Sie können. Und das

ist eine ganze Menge. Geben Sie Gegenständen, Farben und Verhaltensweisen kein Geschlecht. Erzählen Sie Ihren Söhnen nicht, dass dieses oder jenes nur für Mädchen sei und sich für Jungen nicht schicke. Werten Sie Weiblichkeit nicht ab und zwingen Sie Jungen nicht dazu, Weiblichkeit abzuwerten, um Ihr Wohlwollen oder Ihre Kameradschaft zuerringen. Immerhin bilden wir uns als Gesellschaft viel auf Authentizität ein und beglückwünschen Menschen dazu, »sich nicht verbiegen zu lassen«. Darum geht es. Nicht etwa darum, Jungen in eine uniforme, genderneutrale Gesellschaft zu biegen, sondern darum, endlich damit aufzuhören, an ihnen herumzuzerren, damit sie in stereotype Geschlechterrollen passen. Genau das tun wir immer noch so oft. Auf Biegen und Brechen.

Wenn Sie keine Lust haben, sich die Nägel zu lackieren und mit Ihren Prinzessinnenjungs eine Teeparty zu schmeißen, dann lassen Sie es. Aber brechen Sie ihrem Sohnmann nicht das Herz, wenn er sich zum Geburtstag ein rosa Fahrrad oder einen lila Rock wünscht. Und wenn andere Kinder ihn deshalb angehen, weil Röcke nichts für Jungen sind und Rosa angeblich eine Mädchenfarbe ist, dann stellen Sie das richtig:

Ein Rock ist ein Rock ist ein Rock ist ein Rock. Und Rosa und Pink sind für alle.